

Vorwort

Dieses Buch enthält Aufsätze zur Psychoanalyse und zu zwei sie berührenden Gebieten (der Philosophie und der Literatur). Ich habe sie zwischen 1978 und 1998 geschrieben. Von den analytischen Begriffen werden dabei so alte wie die *Angst* aus Freuds Artikel von 1894¹ untersucht und so neue wie die *passé*, die Lacan 1967 erfand, damit die Analysanten darlegen können, warum sie glauben, aufgrund ihrer Analyse zum Analytiker geworden zu sein. Der Leser begegnet dann auch einigen Gestalten aus Freuds Umgebung: Franz Brentano und Wilhelm Jerusalem, die ihm wichtiges philosophisches Gepäck mit auf den Weg gegeben hatten. Jerusalem hatte ihn unter anderem gelehrt, dass der Mensch seinen inneren Wahrnehmungen nicht trauen kann. Eine Erkenntnis, welche auch Nietzsche ausspricht. Nietzsche und Jerusalem rechtfertigen also vorwegnehmend die Erfindung der Psychoanalyse: »Wir haben so viel Mühe gehabt, zu lernen, dass die äusseren Dinge nicht so sind, wie sie uns erscheinen, — nun wohlan! mit der inneren Welt steht es ebenso!«²

Dann trifft der Leser auf einige von Freuds Schülern: jene Analytiker, die von *Totem und Tabu* ausgehend erste Verbindungen zwischen Psychoanalyse und Kriminologie knüpften, sowie auf Karl Landauer, einen dem Meister Nahestehenden, welcher die in *Jenseits des Lustprinzips* diagnostizierte Krise des Unbewussten ernst nahm und überwinden wollte.

Die Werke dieser Autoren habe ich *mit* Lacan gelesen. Was heißt das? Er war von 1976 bis 1981 mein Analytiker und machte mir die Psychoanalyse zugänglich. Davon berichte ich in einer kleinen, anlässlich seines zehnten Todestages geschriebenen Hommage, dem zweiten Text dieses Bandes. Seine die Zweideutigkeiten der Sprache virtuos verwendenden und oft rätselhaften Deutungen förderten das Denken des Analysanten und sein Begehren. Daher konnte ich es nicht hinnehmen, als in der Schule, der ich bis 1999 angehörte – der *Ecole de la Cause freudienne (E. C. F.)* –, die Parole ausgegeben wurde, die Analytiker sollten sich doch gefälligst mit den Deutungen des Unbewussten begnügen, denen sie ohnehin nichts Gescheites entgegenzusetzen hätten. Ein großartiges Beispiel für die Servilität einer Gruppe gegenüber dem Machtwort ihres Chefs! Gegen diese Einladung zur Abdankung des Analytikers habe ich mit dem Vortrag »Soll nur das Unbewusste deuten?« Stellung genommen.

Lacan half mir sowohl als Analytiker als auch als Autor der *Schriften* sowie der teils stenotypiert verfügbaren, teils in Buchform veröffentlichten *Seminare*, die ich während meiner Analysejahre mit großem intellektuellem Vergnügen las.

Was hat mir nun Lacan jenseits der Übertragung gegeben? Ich schätzte vor allem drei Züge an seinem Werk: seinen hohen polemischen Gehalt, der mich an Karl Kraus' Streitschriften erinnerte, dann die Offenheit für ein Wissen, das weit über die Psychoanalyse hinausgeht, und drittens – und diese Charakteristik seines Denkens ist mir die wertvollste – die Lust beim Lesen seiner Texte. Lacan wird oft unter dem allzu einfachen Etikett »Strukturalist« und in Verengung auf seine Lehrsätze, Aphorismen und Mathemata vorgestellt. Weit davon entfernt, deren Wichtigkeit zu leugnen, möchte ich hier dennoch anmerken, dass ich auch einen anderen Lacan gefunden habe – den nämlich, der dem Leser, der lange im Dunkeln herumgetappt war, blitzartig die Augen öffnet, weil er ihm bei einem komplizierten klinischen oder theoretischen Problem einen ungeahnten Weg aus dem Labyrinth zeigt. Dort, wo andere den realen Sachverhalt jahrelang mit unglaublichen Theoriebildungen zugeschüttet hatten, legte Lacan ihn oft in einem Absatz seiner Schriften frei. Dieser Lacan der überraschenden Erklärungen verschafft dem Leser oft köstliche Aha-Erlebnisse und Einsichten, wie sie mir in früheren Jahren nur selten, z. B. bei der Lektüre von Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*, gewährt wurden.

Auf den folgenden Seiten geht es um Autoren und Begriffe, die in den Werken Freuds und Lacans eine gewisse Rolle spielen. Beim Lesen dieser Autoren und bei der Erklärung dieser Begriffe half der Autor der *Schriften*. Zum Beispiel wäre mir beim Lesen von Freuds »Entwurf einer Psychologie« (1895) die Tragweite des »primären Urteils« ohne Lacans Schrift über Daniel Lagache nicht aufgefallen. Dieses vom Ich unabhängige Urteil ist jedoch in der Logik Freuds noch in seinem Artikel »Die Verneinung« (1925) am Werk, und Freud verdankt seine Entdeckung auch Wilhelm Jerusalem's Buch *Die Urtheilsfunction* (1895), um das es hier im dritten Aufsatz geht. »Wahrheit als Ursache«, der nach einer Stelle in Lacans Schrift »Die Wissenschaft und die Wahrheit«³ benannte Eröffnungstext, gibt einem Theorem der Automatentheorie (von Edward F. Moore), das mir der Wiener Mathematiker Werner Schimanovich 1970 erklärt hatte, eine neue Deutung. Moore zeigte, dass man einen deterministischen endlichen Automa-

ten konstruieren kann, dessen Anfangszustand unentscheidbar ist, weil er diesen Zustand wegen einer bei bestimmten Inputsignalen entstehenden Zweideutigkeit vergisst. Man hat es hier also mit einem Symptom und seiner Ursache auf der Ebene der elementaren Logik zu tun. *Lesen mit Lacan* kann auch beim Lesen von Freuds und Lacans Werken helfen. Mehrere Aufsätze dieses Buches sind Autoren gewidmet, auf die Lacan hinweist, Analytikern wie Sándor Ferenczi, August Aichhorn, Franz Alexander oder Kate Friedländer, die bahnbrechende Arbeiten zur Delinquenz verfasst haben. Ferenczi taucht auch bei meinen Bemerkungen zu Freuds Aufsatz »Die endliche und die unendliche Analyse« (1937) als dessen Gegenspieler auf (»Die Passage von 1937«).

Wer sich für den Begriff der Zeit in der Psychoanalyse interessiert, dem könnte der Aufsatz »Zeit und Schicksal« etwas geben, in welchem ich einem Hinweis Lacans auf den finnischen Philosophen und Logiker Jaakko Hintikka nachgehe. Hintikka hatte Aussagen über zukünftige Ereignisse mit einer Auslegung von Aristoteles' *De interpretatione IX* analysiert und über das Problem der Kontingenz im Buch Gamma der *Metaphysik* gearbeitet. Augustinus ist ein anderer bedeutender Theoretiker der Zeit. Im elften Buch der *Confessiones*, *Was ist Zeit?*, wird die symptomatische Seite seiner Theorie behandelt. Auch seine Gnadenlehre spielt in Lacans Begriff des *Begehrens des Anderen* und in die Theorie der *passe* hinein (»Von der Gnade zur *passe*«).

Zwei Texte zeugen von meiner Auseinandersetzung mit der *École de la Cause freudienne*, die schon in den 1980er-Jahren begann: einer über die Deutung, die man dort dem Unbewussten allein überlassen wollte, und einer über die Forschung, von der ich noch heute glaube, dass sie zu den Garantien des »Funktionierens« eines Analytikers gehört. Das Genießen ist ein sehr komplexer Begriff. Es gibt nicht nur eine, sondern viele verschiedene Arten des Genießens. Auch diese Komplexität kommt in meiner Apologie der analytischen Deutung zur Sprache.

Eine Arbeit Saul Kripkes über den Begriff des Glaubens (*belief*) hat es mir ermöglicht zu verstehen, warum Freud die Überzeugung von der Existenz des Unbewussten und nicht bloß den Glauben an dessen Existenz verlangt.

Im Sirenenkapitel des *Ulysses* hat James Joyce eine Schrift des Genießens erfunden, die er in seinem darauffolgenden Buch, *Finnegans Wake*, auf die

Spitze treibt. Auch einigen anderen Dichtern habe ich Aufsätze gewidmet. Dabei handelt es sich natürlich nicht um Essays zur ›angewandten Psychoanalyse‹, sondern um Verwendungen des poetischen Wissens für das analytische. Es war mir in diesem Zusammenhang wichtig, diesen Band mit einem überarbeiteten Vortrag über zwei Gedichte von Reinhard Priessnitz abzuschließen. Sie weisen in die Zukunft. Fast alle Texte dieses Buches habe ich als Aufsätze während meiner beiden Analysen (1976–1981 und 1981–1996) geschrieben. So können sie auch als deren Wirkungen gelesen werden.

Frau Karin Adler, Psychoanalytikerin in Paris und Kiel, übersetzte die französischen Texte in diesem Buch; der erste und der letzte Aufsatz erschienen auf Deutsch. Bei den Korrekturen habe ich allerdings viel an der ursprünglichen Version verändern müssen. Herr Eckhard Rhode, Schriftsteller aus Hamburg, las und korrigierte das Manuskript als Erster, Frau Beate Löber, Deutschlehrerin an der Ingenieurhochschule Polytech Lille (Université Lille 1), korrigierte den Text vor der Abgabe an den Verleger. Frau Nina Ort, Germanistin an der Universität München, erinnerte mich an meinen aus dem Jahr 1978 stammenden Text »Wahrheit als Ursache«. Dr. Michael Meyer zum Wischen, Psychoanalytiker in Köln, hat das Manuskript unserem gemeinsamen Verleger, Herrn Dr. Ulf Heuner, Berlin, empfohlen, der es mit großer Sorgfalt betreute und es dem Lektorat Thorsten Tyniors anvertraute. Herrn Tynior verdanke ich neben seinem sorgsam kritischen Blick auf mein Manuskript viele wertvolle Korrekturen und Hinweise. Dr. Dirk Dobke von der Dieter Roth Foundation, Hamburg, stellte uns das Coverbild zur Verfügung. Mit meiner Frau Geneviève Morel, Psychoanalytikerin in Paris und Lille, besprach ich über die Jahre viele Fragen, die in diesem Buch behandelt werden. Ihnen allen möchte ich danken.

Paris, im Januar 2013

Franz Kaltenbeck

Anmerkungen

- ¹ Sigmund Freud, »Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als ›Angstneurose‹ abzutrennen«, in: ders., *G. W.*, Bd. I, S. 315–342.

Die Schriften von Freud werden im vorliegenden Band sowohl nach den *Gesammelten Werken* (= *G. W.*), Frankfurt a. M. 1966 ff., als auch nach der *Studienausgabe*, Frankfurt a. M. 1972, zitiert.

- ² Friedrich Nietzsche, *Morgenröthe*, in: ders., *Kritische Studienausgabe*, Bd. 3, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/New York 1988, S. 109.
- ³ Jacques Lacan, »La science et la vérité«, in: ders., *Écrits*, Paris 1966, S. 869 (dt.: »Die Wissenschaft und die Wahrheit«, übers. v. Hans-Jörg Rheinberger, in: Jacques Lacan, *Schriften II*, hg. v. Norbert Haas, Weinheim/Berlin 1991).

Wahrheit als Ursache¹

Von allen Diskursen unterscheidet sich der analytische durch die Wirkungen seiner Wahrheit. Sie spricht das Subjekt im Freud'schen Verfahren, um sein unbewusstes Begehren zu entziffern und sein Symptom zu beseitigen. Dass eine Wahrheit Ursache ist, versteht sich nicht von selbst. Die der Psychoanalyse wird ihr weder von außen noch von vornherein gegeben. Von außen nicht, weil sie nur im und durch das Sprechen entsteht. Von vornherein nicht, weil ihr eine Unwahrheit vorausgeht. Als solche zeigt sie sich in entstellter Gestalt: der des Symptoms, des Traums, der Fehlleistung, des Wahns oder einfach der Lüge. Doch auch an ihrem Ursprung stehen nicht jene Werte, die den wohlgeformten Formeln Bedeutung geben. Die Psychoanalyse definiert keinen Wahrheitsbegriff, der die Aussagen in ihr entscheidet. Dennoch sind diese nicht beliebig. Ihre Objektivität beruht auf der Materialität ihrer Ursache.² Die Analyse beweist ihre Wirkungen, indem sie diese Objektivität auf ihre Buchstäblichkeit zurückführt. Dieser Vorgang führt zu einer Reihe tiefer Fragen. Zu ihrer Beantwortung muss die Psychoanalyse so grundlegende Kategorien kritisieren wie die des Raumes, der Zeit, der Grammatik und der Kausalität. Eine solche Kritik wirkt befreiend. Dennoch ist die Psychoanalyse keine Erkenntnistheorie. Wo sie die Universalität des modernen wissenschaftlichen Denkens unterläuft, tut sie das mit dessen eigenen Mitteln.

Wenn die Wahrheit der Psychoanalyse Ursache ist, so wird die Kausalität ihres Diskurses Einsicht in deren Wirkungen geben. Dies soll hier auf zwei Ebenen gezeigt werden. Wir werden einerseits eine Entdeckung Lacans besprechen, die nicht nur das Problem der Vorwegnahme behandelt, sondern auch eine solche darstellt. Diese Vorwegnahme führen wir auf die Eigenschaft der Signifikanten zurück, Folgen zu haben und nicht zu sein. Andererseits beschreiben wir anhand eines Theorems der Automaten-theorie einen symbolischen Prozess, der – bei all seiner Beschränktheit – ein Beispiel für die Kausalität gibt, mit der es die Psychoanalyse zu tun hat.

Da sich das Subjekt der Psychoanalyse in der Vorzukunft kundgibt, wo ihm der »einzige Zug« substituiert wird³, ist der antizipatorische Charakter grundlegender analytischer Funde nicht verwunderlich. So entfaltet Freud im »Entwurf« ebenjene Struktur, die er auch 30 Jahre später nicht verleugnen wird⁴ und die Lacan gegen erbitterte Widerstände als die des Buchsta-

bens dechiffrieren konnte. Und ähnlich zerniert Lacan in einem 1945 erschienenen Text jenes theoretische Objekt, von dem er drei Jahrzehnte später zeigen wird, dass es als Agent der analytischen Rede wirkt.

In dieser Arbeit⁵ geht Lacan von folgendem Gleichnis aus: Der Direktor eines Gefängnisses lässt drei Gefangene vorführen, um ihnen den Vorschlag zu machen, er könne denjenigen von ihnen freilassen, der die nachstehende Prüfung bestehe. Er werde unter fünf Scheiben, von denen drei weiß und zwei schwarz sind, drei auswählen, um jedem der Gefangenen eine auf den Rücken zu binden. Die Scheibe ist dem Blick desjenigen, der sie trägt, entzogen, nicht aber den Blicken seiner Mitgefangenen. Jedoch dürften sie nicht miteinander kommunizieren, was außerdem in ihrem eigenen Interesse stehe. Der Erste, der mit einer logischen Schlussfolgerung auf die Farbe seiner Scheibe schließen könne und dies auch zu formulieren wisse, erhalte die Freiheit. Daraufhin lässt also der Gefängnisdirektor drei Scheiben am Rücken der Häftlinge anbringen, ohne jedoch die beiden schwarzen zu verwenden.

Die perfekte Lösung zu diesem Sophisma lautet: Nachdem sich die drei Subjekte eine Zeit lang betrachtet haben, machen sie ein paar Schritte und durchschreiten dann die Tür. Ein jeder gibt dem Sinne nach die gleiche Antwort:

»Ich bin ein Weißer, und so weiß ich es: Da meine beiden Gefährten weiße Scheiben tragen, dachte ich, dass jeder von ihnen eine schwarze sähe, wenn ich ein Schwarzer wäre. Daraus hätte jeder von ihnen ableiten müssen: ›Trüge auch ich eine schwarze Scheibe, so hätte der andere sofort erkennen müssen, dass er eine weiße trägt, und wäre augenblicklich hinausgegangen.‹ Alle beide hätten also in der Überzeugung, weiße Scheiben zu tragen, die Zelle verlassen. Da sie es nicht taten, bin ich zum Schluss gekommen, eine weiße Scheibe zu tragen.«

In der Ausgangslage ist jeder der drei Gefangenen Objekt der Betrachtung (in den beiden Bedeutungen des Wortes) der beiden anderen. Er kann weder sehen, was er ist, noch wissen, was die anderen auf seinem Rücken erblicken. Daher muss er ihnen unterstellen, dass sie das sehen, was er nicht ist (ein Schwarzer). Denn würde er von der Annahme ausgehen, auch ein Weißer zu sein, wäre das Problem trivial und gelöst, aber er könnte für diese Lösung keinen Grund angeben. Er muss seinen beiden Mitgefangenen

auch ihre Überlegung fälschlicherweise unterstellen, die ja darauf aufbaut, dass er eine schwarze Scheibe trägt.

Ein wenig Nachdenken zeigt, dass die drei Gefangenen den Raum nicht ohne Hindernisse verlassen können. Nachdem nämlich jeder von ihnen festgestellt hat, dass die beiden anderen noch da sind, versteht auch jeder, dass er ihrem Urteil ein falsches Bild von sich supponiert hat. Man erinnert sich an das Schema mit der verkehrten Vase, die das Subjekt nur als virtuelles Bild eines realen Bildes in einem Planspiegel sehen kann.⁶ Während des Zeitabschnittes, in dem jeder Gefangene sieht, dass die beiden anderen noch da sind, kann er sich von der Stelle der beiden anderen aus sehen. Nachdem er damit aber zu dem Schluss gekommen ist, dass er eine weiße Scheibe trägt, machen sich die anderen mit ihm auf den Weg. Das heißt, dass er nur eine bestimmte Zeit lang brauchen darf, um zu seinem Schluss zu kommen. Wenn er sich nicht beeilt, sind die anderen nicht mehr da, und sein Schluss wird unmöglich. Dass die anderen zugleich mit ihm aufbrechen, setzt natürlich voraus, dass sie in gleicher Weise räsoniert haben. Derjenige, der aus ihrem Hinausgehen den falschen Schluss, er trage eine schwarze Scheibe, gezogen hat, kann ihnen nur folgen, und so braucht sein Verhalten von ihnen nicht mehr berücksichtigt zu werden.

Während nun alle drei im Begriff sind hinauszugehen, sieht sich jeder der wesentlichen Prämisse beraubt, dass die anderen nicht hinausgehen. Er gerät also in Zweifel, nicht doch eine schwarze Scheibe zu tragen. Um dieses Schwanken zwischen dem wahren und dem falschen Bild zu beenden, werden sie alle drei innehalten. Würde einer allein weitergehen, so handelte er seiner eigenen Folgerung zuwider. Aus der Wahrnehmung hingegen, dass die anderen auch stehen geblieben sind, erfährt jeder, dass sein Schluss richtig war. Denn zwei von ihnen wären weitergegangen, wenn der Dritte wirklich eine schwarze Scheibe trüge. Nach einigen Überlegungen wird man auch verstehen, dass derselbe Zweifel bei den drei Gefangenen nur höchstens noch ein zweites Mal auftreten kann und damit das Hinausgehen nicht öfter blockiert wird. Der ganze Gedankengang setzt natürlich voraus, dass das Gleichnis die drei Subjekte völlig frei von jeder Psychologie, also wie rationale Akteure, handeln lässt.

Die Lösung des Problems entfaltet sich in der ›logischen Zeit‹. Sie verläuft nicht linear, denn sie hat drei verkettete Abschnitte. Der erste wird ›Augenblick‹ (*instant du regard*) genannt. In ihm sieht jeder der drei Ge-

fangen, was die anderen beiden sind. Der zweite heißt »Zeit zum Verstehen« (*temps pour comprendre*). Er kann sich auf den ersten reduzieren. Der dritte ist der »Moment des Schließens« (*le moment de conclure*). Diese drei Zeiten wiederholen sich auch.

Die Wahrnehmung im Augenblick ist für die Überlegung während der Zeit zum Verstehen notwendig. Der erste Zeitabschnitt unterstützt also mit seinem Imaginären das Symbolische des zweiten. Doch auch umgekehrt reicht dieser in den ersten hinein.

Die Zeit des Verstehens geht dem Moment des Schließens voraus. Der symbolische Prozess, der sich in ihr vollzieht, führt zu einer Tat.

Diese Tat des Momentes des Schließens stellt ein Reales dar. Aber jedes der Subjekte muss damit rechnen, dass die anderen früher zu ihrem Schluss kommen. Daher nehmen sie ihn während der Zeit des Verstehens symbolisch vorweg.

Man könnte diese Verkettung in den drei Kategorien des ›Realen‹, des ›Symbolischen‹ und des ›Imaginären‹ noch verfeinern. Erinnern wir daran, dass das Sophisma nur unter der Annahme eines ›reinen Subjekts‹ im Sinne der Spieltheorie funktioniert. Alle drei Gefangenen machen entweder das Gleiche, oder sie irren. Dass sie alle das Gleiche machen, heißt aber nicht, dass sie zur selben Zeit das Gleiche wie das, was sie machen, denken. So repräsentiert jeder in einer bestimmten Zeit während seiner Überlegung die Fiktion, einer seiner zwei Partner ginge hinaus, weil dieser den, der dieses denkt, mit einer schwarzen Scheibe sieht. Genau diese Fiktion wird ihm bei seiner Wahrheitssuche helfen. Im Moment des Entschlusses, in dem jedes Subjekt die Initiative ergreift hinauszugehen, kann es die anderen nicht wahrnehmen, denn sonst sähe es, dass sie mit ihm gehen, womit sein Schluss ungültig würde. Es tut also so, als wäre es den anderen voraus. Während der Zeit zum Verstehen hingegen muss es so tun, als seien sie ihm voraus.

Nachdem sich alle drei auf den Weg gemacht haben, setzt die Zeit der Wahrnehmung aufs Neue ein. Doch in dieser Wiederholung nährt das Imaginäre einen Zweifel, keine Gewissheit. Und während nun jeder sieht, dass die anderen mit ihm gehen, braucht er wieder eine Zeit zum Verstehen, sodass er anhalten muss, um endlich zu wissen, welche Farbe er trägt. Nun sieht er, dass auch die anderen anhalten, und so liefert ihm das Imagi-

näre dieses Mal wieder Sicherheit. Er versteht, dass seine Schlussfolgerung stimmt, und kann seinen Entschluss wiederholen.

Die Hast, die einen jeden dazu treibt, ›vor‹ den anderen zu einem Entschluss zu kommen, hat eine logische Funktion. Sie führt einen kategorialen Unterschied ein. Aus einer Kollektion dreier für das Kalkül gleicher Elemente, die füreinander nichts als Objekte der Wahrnehmung und der Berechnung sind, löst sich in einem Moment jedes von ihnen als Subjekt ab – und die Kollektion zerfällt. Als Ursache dieses Vorganges wirkt das Objekt, das jeder der drei Gefangenen für die anderen war. Genauer gesagt ist es die Struktur des Positionswechsels dieser drei Objekte im Verlaufe des beschriebenen Vorgangs. Die Hast hat einen der wichtigsten Begriffe der Lacan'schen Theorie vorweggenommen: den des Objekts *a*. Bevor wir zu zeigen versuchen, dass in diesem Text Lacans noch weitaus mehr von seiner Theorie angelegt ist, ohne benannt zu sein, fügen wir hier die Beschreibung eines anderen symbolischen Vorgangs ein. Der amerikanische Mathematiker Edward F. Moore hat ihn als Theorem der Automatentheorie formuliert.⁷ Es lautet so:

Es gibt eine (endliche, deterministische, sequenzielle) Maschine, sodass je zwei ihrer Zustände unterscheidbar sind, aber es gibt kein einfaches Experiment, das bestimmen kann, in welchem Zustand die Maschine zu Beginn des Experimentes war.

Um das zu verstehen, sind einige Definitionen notwendig.

1. Endliche Maschinen sind abstrakte Automaten mit einer endlichen Anzahl von Zuständen q_1, \dots, q_n , einer endlichen Anzahl von Inputsymbolen S_1, S_2, \dots, S_m , einer endlichen Anzahl von Outputsymbolen $S_{m+1}, S_{m+2}, \dots, S_{m+p}$. In den betrachteten Maschinen ist $m = 2$, $p = 2$, $S_1 = S_3 = 0$ und $S_2 = S_4 = 1$. Dieser Automat funktioniert synchron. (Zu seiner formalen Definition siehe Anmerkung 7.)
2. Die Maschine ist deterministisch, denn ihre Zustandsübergänge schließen den Zufall aus. Der gegenwärtige Zustand einer solchen Maschine hängt nur von seinem vorhergehenden Input sowie von seinem vorhergehenden Zustand ab. Der gegenwärtige Output ist eine Funktion des gegenwärtigen Zustandes.
3. Man studiert diese Maschine mit Gedankenexperimenten. Davon ausgehend, dass ihre innere Struktur, also die Logik ihrer Zustands-